

32. Sonntag im Jahreskreis B / 9.+10. November 2024

Evangelium: Markus 12,41-44

Wenn wir uns in St. Joseph umschauen, dann entdecken wir an der Seitenwand den weißen Schriftzug „Dios es amor“, und darunter einen gewebten Wandbehang aus Peru: Erinnerung an die 1985 beginnende Partnerschaft nach Tablada. Und unweit der Orgel sehen wir ein Foto, das bereits im Jahre 1967 Bischof Kaiser zeigt, wie er in St. Joseph predigt und um Unterstützung der seelsorglichen Herausforderungen in Caraveli bittet. – Zwei Beispiele, wie Menschen motiviert wurden, zu spenden.

Liebe Schwestern und Brüder!

In wohl jeder Kirche lassen sich Spuren dieser Bereitwilligkeit, etwas abzugeben, finden. Nehmen wir St. Viktor: Da erinnert eine Inschrift im Fenster oberhalb des Taufbrunnens an „Anna Schlieker“, eine uralte Dame, die sich nach dem Krieg am Wiederaufbau von St. Viktor beteiligte. Und an der Weihnachtskrippe werden wir bald wieder den Jungen mit einem Specht im Arm sehen: Erinnerung an eine Spende einer Familie Specht für das Dülmener Gotteshaus.

Auch Jesus begegnet im heutigen Evangelium in einem Gotteshaus den Spuren der Spendenfreude und der Opferbreitschaft – nämlich im Tempel von Jerusalem. Aber dabei fallen ihm nicht aufwändig organisierte „Aktionen“ oder auffällig verewigte „Promis“ ins Auge. Im Gegenteil: Es ist eine unscheinbare, namenlose Witwe, die man fast übersieht. Genau diese Frau stellt Jesus seinen Jüngern und damit *auch uns* als Vorbild vor Augen.

Weil sie – die arme Witwe – eine ganz andere Freiheit und Souveränität an den Tag legt als die vielen anderen Besucher des Tempels, die allzu oft verkrampft und ängstlich um ihr Renommee und ihre Außenwirkung bedacht waren. Jesus beobachtet die Pharisäer und die Schriftgelehrten genau, die vielen Bittsteller und Streiltustigen, denen er ja durchaus nicht aus dem Weg ging. Nach der Logik Jesu ist es aber der Typus dieser armen Frau, der eigentlich frei und selbstbestimmt agiert. Denn diese Witwe gibt zwar nur wenig, aber zugleich alles! Und damit irritiert sie uns alle.

Sie ist nicht abhängig vom Geld. Sie ist nicht fremdbestimmt von ihrem Kontostand. Sie definiert sich nicht über das Konsumverhalten. Wie viele Beziehungen, wie viel Vertrauen wird auch heute durch das liebe Geld zerstört. Wie viele Gerichtsprozesse, wie viele Erbschaftsstreitigkeiten, wie viele Betrugsskandale! Wie viel Neid und Missgunst, Sorge und Engherzigkeit verursacht es.

Es geht nicht darum, dass Jesus uns das Elend an den Hals wünscht. Dass wir anderen auf der Tasche liegen. Es geht überhaupt nicht um eine bestimmte „Vermögensabgabe“ in Zahlen. – Und natürlich weiß auch ich als Pfarrer, dass man Geld braucht bzw. Menschen mit Geld, um die eine oder andere Idee in einer Gemeinde zu realisieren. (Im neuen einsA-Magazin, das sich schwerpunktmäßig dem Thema „Spenden, Stiftungen, gute Gaben“ widmet, habe ich dazu einen Leitartikel verfasst.)

Was entscheidend ist: Der bewusste *Umgang* mit dem Besitz. Die Frage ist, ob *ich* Geld besitze – oder ob *mich* das Geld besitzt, mich „besessen“ macht. Ob Besitz mir ein „Vermögen“ ist, also mir „Möglichkeiten“ zum Guten eröffnet, ob ich damit Gutes zu „vermag“ – oder ob ich bequem und selbstgenügsam oder gar kleinkariert werde.

Und: Habe ich in der Nachfolge Jesu die Armen im Blick? Nicht nur als Beobachter – sondern als Akteur, der Hilfe anbietet?

Mal ganz allgemein und doch konkret angesprochen: Gehen wir bei der Unterstützung der Armen überhaupt so weit, dass wir wenigstens 1% unseres verfügbaren Einkommens geben (z.B. monatlich)? Für die *Armen*? Also nicht: Kirchensteuer oder Vereinsbeitrag. Also 1 % unseres frei verfügbaren Einkommens: Bei einem Gehalt von 3000,- € könnte ich dann 30,- € spenden. Bei einer Rente von 800,- € wären das 8,- €. Gebe ich als junger Mensch bei 10,- € Taschengeld mindestens 10 Cent für einen guten Zweck? – Im Klingelbeutel ist dieses Geld jedenfalls nicht! Muss es ja auch nicht: Schließlich sammeln wir ja nicht in jeder Kollekte für die Armen. Außerdem gibt es unzählige Möglichkeiten, auch außerhalb der Kirche für die Armen zu spenden.

1 % meiner finanziellen Möglichkeiten! Wenn ich diese „Quote“ nicht erübrige – welche Gründe habe ich? Kenne ich keine Armen? Habe ich Zweifel, ob sie es „nötig“ haben? Oder auch sehr beliebt: „Dass mein Geld sie nicht erreicht“? Wobei viele örtliche Aktionen – wie Andheri, Tamale oder Caraveli – da absolut zuverlässig sind! Oder kann ich am Ende auf 1 % wirklich nicht verzichten? Kann ja sein!

Sind dies dann aber echte Gründe – oder aber sind es „Gründe“, bei denen ich ehrlicherweise über mich selbst erschrecken müsste?

Wenn wir am Montag (11. November) des hl. Martins gedenken, dann wird uns ja „alle Jahre wieder“ eine Persönlichkeit vor Augen gestellt, die uns nicht erschrecken, wohl aber *staunen* lässt! Denn er handelt so spontan und effizient, als er für den frierenden Bettler seinen Offiziersmantel zerschneidet. Martin nutzt seinen sozialen Status und sein gesellschaftliches Privileg – denn der Offiziersmantel war offiziell Eigentum des römischen Staates –, weil sein Gewissen ihn treibt, dem Elend Abhilfe zu verschaffen.

Der jährliche Martinstag mit all seinem Brauchtum ist nicht nur „Volksfrömmigkeit“, sondern soziale Verantwortung. Er ist nicht „Kinderfolklore“, sondern Appell an den reifen Menschen. Martin ist nicht einfach eine historische „Überlieferung“, sondern eine aktuelle Anfrage: Fällt uns vielleicht doch noch mehr ein, als bloß Martinsgans und oder nur Laternenumzug?

Der römische Offizier Martin (aus der nächsten Woche) und die namenlose jüdische Witwe (aus dem heutigen Evangelium) haben dieselbe Ermunterung für uns parat: Dass wir klug und verantwortungsvoll mit unseren Möglichkeiten (mit unserem „Vermögen“) umgehen, mit unseren Reserven und Ressourcen. Zum Wohl der anderen, auch der Armen. Damit wir selbst innerlich reich werden – und frei.

Amen.